

»In der Welt von heute? Kirche unterwegs in christlichen Basisgemeinden« – 50 Jahre nach Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils hat ein internationales Symposium in Tübingen die Entwicklung der Basisgemeinden und mögliche Entwicklungen für die Zukunft beleuchtet. Wie steht es um die »Biotope des Glaubens« heute? Im Interview beschreibt der Tübinger Theologe Prof. Albert Biesinger, welchen Beitrag die kleinen Gemeinschaften für eine erneuerte Praxis der Kirche leisten können.

Herr Professor Biesinger, was versteht man unter Basisgemeinden?

Die Basisgemeinden haben ihre Verwurzelung in der lateinamerikanischen Kirche. Die Idee war, dass sich die Kirche vor Ort in kleinen Gruppen für das Überleben der Menschen einsetzen muss. Diese »comunidades ecclesiales de base« haben sich aus der Kirche heraus entwickelt, um in den Elendsvierteln präsent zu sein und den Menschen in ihrer Trauer, Verzweiflung, bei Armut und Hun-

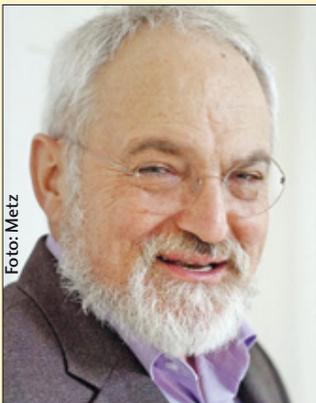


Foto: Metz

Die Zukunft der Kirche entscheidet sich darin, ob der Glaube als persönlich bereichernd erfahren wird.

Albert Biesinger

DAS INTERVIEW Prof. Albert Biesinger über christliche Basisgemeinden

Gottesnähe in christlichen

Familienunternehmen Erstkommunion: in Kleinostheim gehen mehrere Familien den Weg zur ersten Eucharistie gemeinsam und erleben so die Wärme des christlichen Glaubens.

Foto: KNA



ger beizustehen. Daher kam auch das Image von revolutionären Keimzellen auf. Die Basisgemeinden hatten eine starke soziale Komponente; gleichzeitig fühlten sich die Menschen durch das Zweite Vatikanische Konzil herausgefordert, als getaufte und gefirmte Christen die Kirche aufzubauen und in der Nachbarschaft konkret zu realisieren.

Zum Symposium in Tübingen haben sich 250 Teilnehmer angemeldet, weit mehr als Sie erwartet haben. Wie erklären Sie diesen Zulauf?

Die Situation im deutschsprachigen Raum hat sich zugespitzt. Viele Menschen haben das Gefühl, die Kirche zieht sich aus der Fläche zurück. In den großen Seelsorgeräumen, die durch den Priestermangel entstanden sind, bricht die Nähe untereinander weg. In einigen Diözesen hat man ja einfach die Anzahl der Priester zum Maßstab genommen und so viele Seelsorgeeinheiten gebildet, wie es Priester gibt. Das hat dazu geführt, dass mancherorts bei-

nahe explosive Verhältnisse entstanden sind.

Sind große Seelsorge- und Verwaltungseinheiten also ein pastoraler Irrtum?

Sie sind dann ein pastoraler Irrtum, wenn intern keine Kommunikationsmöglichkeiten aufgebaut werden, sodass keine Nähe entstehen kann. So muss zum Beispiel die Erstkommunion »im Dorf« bleiben. Wenn das nicht der Fall ist, ist das für die Menschen eine Katastrophe. Vielerorts herrscht Alarmstufe eins, weil in den Umbrüchen der letzten Jahre keine Teams aufgebaut und unterstützt wurden, die die Kirche mitgestalten. Wir brauchen im unmittelbaren Nahbereich Gruppen und Netzwerke von Menschen, die aus ihrem Glauben heraus handeln. Das sind die religiösen Wärmestuben unserer Zeit.

Sind kleine Gemeinschaften im großen Gefüge die Lösung?

Wenn die Seelsorgeeinheit immer größer und anonym wird, dann braucht es ein Netz von kleinen Gemeinschaften, damit

das Ganze nicht in der Anonymität wegbriecht. Das kann bedeuten, dass sich eine Gemeinde innerhalb der Seelsorgeeinheit selbst organisiert. In Städten bietet sich zum Beispiel an, dass sich Menschen nach Wohnvierteln vernetzen.

Basisgemeinden sind in Lateinamerika, Asien und Afrika lebendig. Kann man diese »Biotope des Glaubens« überhaupt auf die Kirche und Gesellschaft hier und heute übertragen?

Ich halte von den Übertragungsmechanismen nicht viel, ich habe es selbst auch in der Familienkatechese erlebt: Wir konnten weder die Grundmodelle übertragen noch die Materialien verwenden, die für uns viel zu biblizistisch waren. Für die Grundidee, dass sich Familien als kleinste Einheit von Gottesberührung mit anderen Familien zusammenschließen und sich auch gegenseitig durch das Leben helfen, dazu braucht man nicht Lateinamerika. Auf diese Idee hätte man in Europa eigentlich auch kommen können, das muss man selbstkritisch an-

Wärmestuben



zentrales Moment im deutschsprachigen Raum.

Ohne Laien ist die Kirche nicht denkbar. Setzen Basisgemeinden die Idee des gemeinsamen Priestertums »besser« um?

Hier lebt das gemeinsame Priestertum ganz konkret. Es ist eine der wesentlichen Umsetzungsmöglichkeiten des Zweiten Vatikanums, dass die Getauften und Gefirmten Anteil haben am gemeinsamen Priestertum.

Woran hakt es bei uns?

Das Bewusstsein, selbst etwas zu tun, ist noch nicht sehr verbreitet, weil man denkt: bisher ist doch alles gut gelaufen. Doch das wird sich ändern, weil sich die Menschen in den immer größeren Seelsorgeeinheiten zunehmend fragen, wie das noch gehen kann. Viele merken, dass sie die Dinge selbst in die Hand nehmen müssen. Es ist wichtig, die Initiativen und einzelne Gruppen zu bestärken und zu begleiten und den Menschen Verantwortung zuzutrauen und zu übertragen.

Welche (neuen) Erkenntnisse hat das Symposium gebracht?

Gottesberührung im Nahbereich, in überschaubaren Gemeinschaften mit lebensnahen Wortgottesfeiern und in diakonischer Solidarität haben Zukunft. Die von Menschen aus Afrika, Asien und Lateinamerika gestalteten Gottesdienste während des Symposiums waren hoch beeindruckend. Weltweit zeichnet sich katholisch ein Trend in diese Richtung ab – und immer mehr Bischöfe sind nicht mehr ängstlich dagegen, sondern unterstützen diese Entwicklung. In einigen Diözesen vor allem in Norddeutschland gibt es eine richtige Welle in diese Richtung, auch in unserer Diözese besteht großes Interesse daran. Vielleicht kommt es zu einer Koalition der Weitsichtigen und Innovativen auch bei uns. Die immer größer werdenden Seelsorgeräume schreien geradezu danach.

Interview: Andrea Wohnhaas

merken. Die satte Selbstgewissheit im deutschsprachigen Raum – es geht alles so, wie es ist – hat dazu geführt, dass sich hier das Bewusstsein nicht so aufgebaut hat wie in Lateinamerika. Dort haben die Menschen gespürt: entweder gibt es die Kirche gar nicht mehr oder sie organisiert sich neu. Kirche wird nur alltagstauglich, wenn sie im Nahbereich erlebbar ist. In Lateinamerika wurden Katechisten ausgebildet, damit der Glaube nah erfahrbar ist. Wir haben es versäumt, solche Multiplikatoren auszubilden.

Wie haben sich die Basisgemeinden bei uns entwickelt?

Wir haben hier die kleinen christlichen Gemeinschaften, die vor allem in den nördlichen Diözesen durch die Diasporasituation entstanden sind. Sie legen großen Wert auf den konkreten Lebensraum, dass Berührungspunkte auch im Alltag zum Beispiel im Kindergarten, in der Schule, im Sportverein oder im Einkaufszentrum ganz normal möglich sind. Man kann sagen: Nachbarschaft ist ein

Sonntagsblatt-Aktion »Meine Kirche«

Zeigen Sie anderen ganz persönlich Ihr Gotteshaus!

MEINE KIRCHE

St. Johannes in Nürtingen

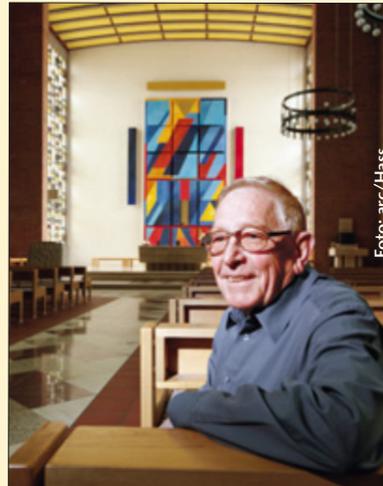


Foto: arc/Hass

Als meine Familie und ich 1968 nach Nürtingen kamen, war die Kirche St. Johannes eine nüchterne Halle mit Wänden aus Backsteinen, gebaut 1956 als »Fabrikhalle Gottes«. Beim näheren Hinsehen erschlossen sich bemerkenswerte Dinge: Türgriffe als Symbol des »Fisches«, die Kanzel mit einem Relief »Feuerzungen-Pfingsten«, eine Wand mit Nischen, in der Mitte drei Tontafeln eines Kreuzweges. Bald fand ich

Aufgaben in der kirchlichen Erwachsenenbildung und wurde in den Kirchengemeinderat gewählt. Im Bauausschuss konnte ich die Renovation miterleben und lernte mit Otto Herbert Hajek einen bedeutenden Menschen kennen, welcher seine Kunst aus tiefer christlicher Überzeugung auch in Kirchen umsetzte. Viele Sonntage begleitet uns nun schon unsere Kirche, ein beeindruckender Rahmen.

Horst Gammel (81), war 30 Jahre lang Kirchengemeinderat

Kirchen prägen unsere Städte und Dörfer, sie sind Stein gewordenes Zeugnis unseres Glaubens und Gegenpol zur alltäglichen, hektischen Welt. Hier versammeln sich die Gläubigen zum Gottesdienst, in die Kirchen tragen Menschen auch ihre Nöte und Hoffnungen. Hier begehen sie die wichtigen Stationen ihres ganz persönlichen Lebens.

Allein in der Diözese Rottenburg-Stuttgart gibt es über 800 Kirchen. Bedeutende Bauten großer Architekten, prächtige Barockkirchen, kleine Dorfkirchen, moderne Betonkirchen mit kühler Ausstrahlung oder Gotteshäuser mit geradezu heimeliger Atmosphäre. Viele Menschen sind mit der Kirche an ihrem Wohnort stark verbunden. Sei es, dass der

Raum sie in besonderer Weise anspricht, oder der liebevoll gestaltete Blumenschmuck, die feierlichen Gottesdienste, die Musik, das einfallende Licht. Manchmal ist es auch eine Begebenheit oder ein persönliches Glaubenserlebnis, die einem eine Kirche ganz eng ans Herz wachsen lassen.

In unserer Serie »Meine Kirche« haben Sie die Möglichkeit, anderen Gläubigen Ihre Kirche ganz persönlich vorzustellen. Wir freuen uns, wenn Sie uns Ihre Eindrücke schildern und damit unsere Leser mit in Ihre Kirche nehmen. Senden Sie uns per Post oder E-Mail Ihre Zeilen und vergessen Sie Ihre Telefonnummer nicht. Wir schicken dann einen Fotografen los, der mit Ihnen Ihre Kirche besucht.

Redaktion Katholisches Sonntagsblatt
Senefelderstr. 12 · 73760 Ostfildern
E-Mail: redaktion@kathsonntagsblatt.de